

¶



Andrea Böhm

# Gott und die Krokodile

*Eine Reise durch den Kongo*

Pantheon

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage  
Februar 2011

Copyright © 2011 by Pantheon Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin  
Karte: Peter Palm, Berlin  
Reproduktionen: Mega-Satz-Service, Berlin  
eISBN 978-3-641-05402-1

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

# Inhalt

Vorwort 7

## *Kapitel 1*

Kinshasa – Die Stadt der Propheten II

## *Kapitel 2*

Kautschuk und Diamanten 57

## *Kapitel 3*

Im Land der Gräber 129

## *Kapitel 4*

Ein Katasteramt für Bukavu 199

## *Kapitel 5*

Der Himmel über Katanga 227

## *Kapitel 6*

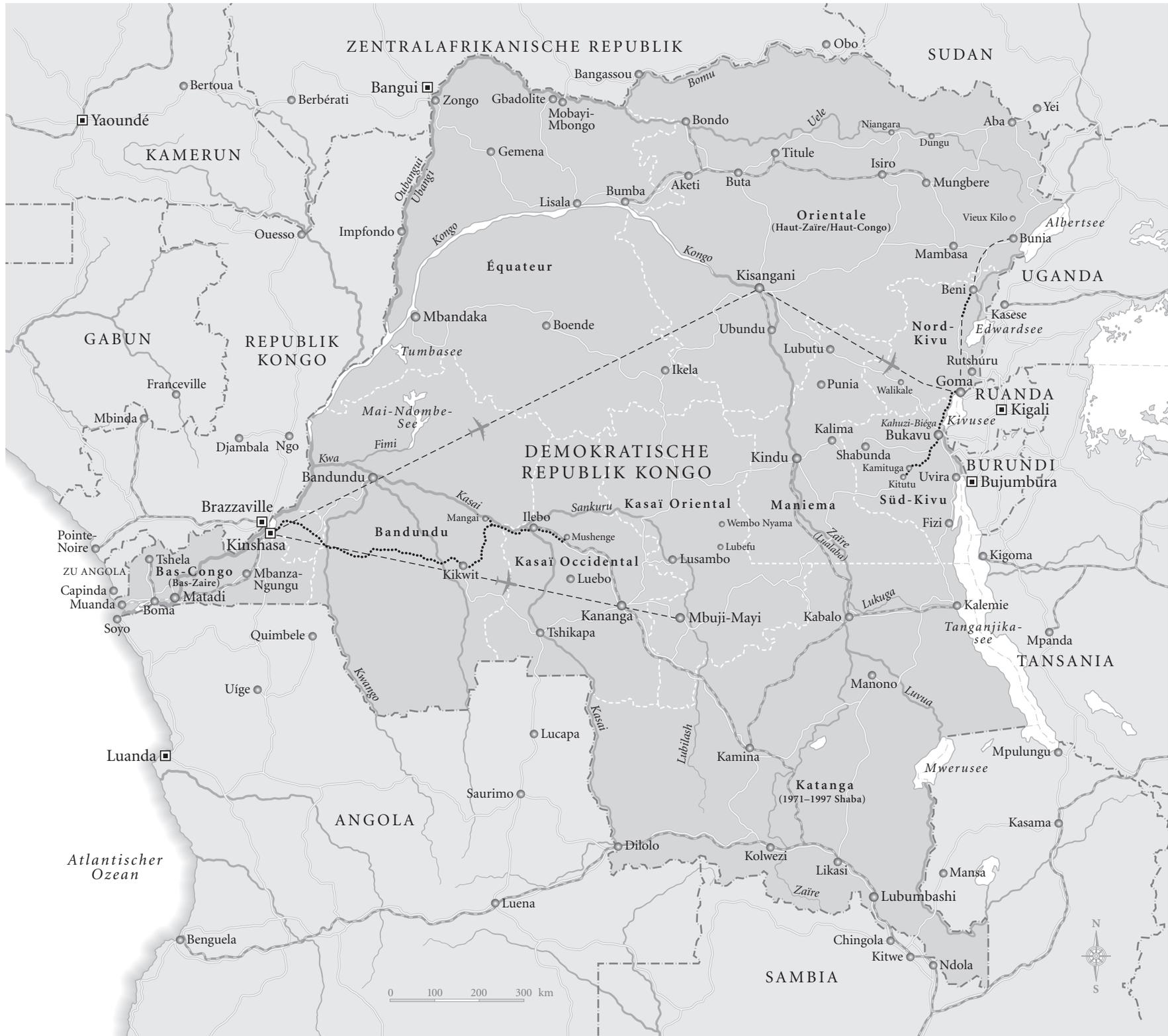
Kinshasa – Die Parade der Löffelmenschen 243

Dank 255

Auswahlbibliographie 259

Zeittafel 263

Bildnachweis 271





## Vorwort

Dies ist kein Buch über Afrika. Dies ist auch kein Buch von einer Weißen, die ihr Herz an Afrika verloren hat und deswegen die unendliche Weite des Kontinents, dessen Sternenhimmel, unberührte Tierwelt oder edle Massai-Krieger suchen muss.

Dies ist ein Buch über den Kongo, eines von über 50 afrikanischen Ländern, das, zugegebenermaßen, eine recht große Fläche des Kontinents einnimmt.

Der Kongo ist eine schier unerschöpfliche Quelle von Rohstoffen und von Klischees: Zu Ersteren zählen Diamanten, Kupfer, Kobalt, Gold, Uran, Holz. Zu Letzteren: »schwül«, »barbarisch«, »voller Rebellen«. Wie es halt sein muss im ewigen Herz der Finsternis.

Wie alle anderen Klischees haben auch diese einen wahren Kern: die Luftfeuchtigkeit im Kongo ist unangenehm hoch. Die Verbrechen, die dort in den vergangenen Jahrhunderten begangen wurden und immer noch begangen werden, können einem den Schlaf rauben. Und natürlich gibt es Rebellen. Sie machen nicht einmal ein Zehntel Prozent der Gesamtbevölkerung aus, was zeigt, wie nachhaltig wenige Menschen Schicksal und Schlagzeilen eines Landes bestimmen können, weil sie im Besitz einer Kalaschnikow sind. Darüber hinaus leben im Kongo rund 60 Millionen Nicht-Rebellen. Auch sie prägen die Geschichte ihres Landes.

»Wenn man beurteilen will, was ein Fremder über ein Land schreibt, muss man wissen, wann der Autor zum ersten Mal dort gewesen ist«, hat der britische Historiker und Autor

Timothy Garton Ash einmal gesagt. »War es vor oder nach der Revolution, Besatzung, Befreiung oder was immer die Zäsur des Landes darstellt? Natürlich spielen auch die Biografie und die politischen Überzeugungen des Autors eine Rolle. Aber meist ist der erste Besuch der prägende.«

Ich habe das Land nicht bei einer Reise ins Kriegsgebiet kennen gelernt, sondern über die Begegnung mit den Bewohnern seiner Hauptstadt Kinshasa. Kinshasa ist der Ausgangspunkt meiner Erkundung dieses Landes, der Ort, an dem dieses Buch seinen Anfang und sein Ende nimmt und an dem ich etwas sehr Entscheidendes begriffen habe.

Auf dem Hügel des Universitätsgeländes von Kinshasa befindet sich die morsche Anlage eines atomaren Forschungsreaktors. Der Reaktor ist schon lange nicht mehr in Betrieb, die Brennstäbe wurden, offenbar auf amerikanisches Betreiben, vor Jahren abtransportiert. Als ich eines Tages das nicht sehr stabil wirkende Tor zu der Anlage öffnete – mal reinschauen, dachte ich, wird ja nicht verboten sein –, piff mich ein grimmiger, sehr dürrer Wachmann zurück. Nach einigen harschen Worten über unbefugten Zutritt wechselte seine Stimmung, und er erzählte mit Stolz die Geschichte des Reaktors.

Ein belgischer Geistlicher, Universitätsrektor und Hobby-Nuklearphysiker namens Luc Gillon hatte noch zu Kolonialzeiten seiner Regierung die Idee eines kongolesischen Atommeilers in den Kopf gesetzt. 1959 ging der Reaktor, entworfen vom amerikanischen Konzern *General Atomic*, in Betrieb. Es war ein kleines Dankeschön der Amerikaner, die ihrerseits Anfang der 40er Jahre aus der belgischen Kolonie Uran für ihr Manhattan Project und die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki geholt hatten. »Stellen Sie sich vor, Madame«, sagte der Wachmann, »wir hätten Atommacht werden können.«

Die Begegnung mit dem Wachmann ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Nicht so sehr wegen des Größenwahns, mit dem manche Kongolesen den erbärmlichen Zustand ihres

Landes kompensieren. Sondern weil diese Episode deutlich machte, dass der Kongo nie, wie ich anfangs geglaubt hatte, am Rande der Weltgeschichte gestanden war. Er befand sich immer mittendrin. Sei es durch die Ausbeutung seiner Bodenschätze, die Politik seiner Machthaber oder die Interventionen des Auslands.

Der Kongo ist weit mehr als eine belagerte Schatztruhe oder ein ewiges Katastrophengebiet. Er ist ein Schauplatz globaler Zäsuren. Schlagworte wie »Raubtierkapitalismus«, »Globalisierung«, »Rohstoffkriege«, »humanitäre Intervention«, »Weltrecht« beschreiben Krisen und Wendepunkte unserer Zeit. Was kaum jemand weiß: Die Phänomene, die sich dahinter verbergen, sind oft zuerst im Kongo aufgetaucht.

Hier errichtete der belgische König Leopold II. in seiner Privatkolonie den ersten Gulag, das erste entstaatlichte System zur Ausbeutung von Menschen und Rohstoffen. Hier begann vor gut hundert Jahren die erste moderne Menschenrechtskampagne – gegen den Monarchen und die ausländischen Firmen, die von dieser Ausbeutung profitierten.

Hier setzte ein schrulliger Missionar den Bau des ersten Atomreaktors auf afrikanischem Boden durch. Anfang der 60er Jahre kämpften im Kongo zum ersten Mal Blauhelme der Vereinten Nationen. Mitten in der Entkolonialisierung Afrikas wurde hier im Auftrag und unter Mithilfe westlicher Mächte ein demokratisch gewählter Regierungschef ermordet – Patrice Lumumba. Danach stellte das Land zwei traurige Rekorde auf: den der schlimmsten Plünderung der Staatskassen eines afrikanischen Landes durch Mobutu. Und den des schlimmsten Krieges auf dem Kontinent, an dessen Folgen bis zu fünf Millionen Menschen gestorben sind.

Inzwischen kämpfen China, die USA, Südafrika, Angola und Europa um die enormen Vorkommen an Erz, Uran, Gold und Diamanten. Die EU hat sich hier 2003 erstmals als Militärmacht ausprobiert. Die UN, vierzig Jahre später wieder im

Land, betreiben im Kongo ihr größtes Experiment in Sachen Befriedung und Staatsaufbau (mit sehr bescheidenem Erfolg). Und in Zeiten des Klimawandels spricht sich langsam herum, dass im Kongo der zweitgrößte Regenwald nach dem Amazonasgebiet liegt. Der zweite Lungenflügel der Erde.

Meine Erkundung dieses Lands beginnt im Westen und führt nach Osten. Die Route ergibt keine historische Chronologie. Die Spuren der kongolesischen Geschichte fand ich auf diesen Fahrten, wie ein Archäologe Fundstücke aus mehreren Epochen entdeckt. Spuren der Leopoldschen Herrschaft, der späten Kolonialjahre, der Ära Mobutu, der Söldnerheere, verschiedener Religionsbewegungen, des bewaffneten Auf- und Widerstands, der Einmischung durch nahe und ferne Mächte.

Mitten in diesen Ruinen von Kolonialisierung und Globalisierung organisieren fast 60 Millionen Menschen auf bizarre, geniale, mitreißende oder kriminelle Weise ihr Überleben, werden von den historischen und aktuellen Ereignissen immer wieder aus ihren Welten gerissen, reagieren mit Widerstand, Opportunismus, Improvisationskunst, Solidarität, Flucht in Religiosität oder Geisterwelten.

Dieses Buch erzählt vor allem vom Leben dieser Menschen und von meinem Versuch, dieses Leben zu begreifen. Ob mir das immer gelungen ist, mag ich nicht beurteilen. Aber ich hoffe, ich habe ihre Geschichten möglichst genau wiedergegeben.

## Kapitel 1

# Kinshasa – Die Stadt der Propheten

### Boulevard Lumumba

Der Amerikaner war zum ersten Mal nach Kinshasa gereist. In den USA feierte man ihn als berühmten Schriftsteller. Hier, in dieser afrikanischen Hauptstadt kannte ihn niemand. Da ihn bei seiner Ankunft auch noch heftige Magenkrämpfe plagten, stand der Besuch unter einem schlechten Stern. »Da ist man nun am Rand des Herzen der Finsternis, in der alten Kapitale von Joseph Conrad's Horror, einst das teuflische Léopoldville, Zentrum des Sklaven- und Elfenbeinhandels«, schrieb Norman Mailer 1974, »und man betrachtet das Ganze durch die reizbaren Augen eines Mannes mit malträtierten Gedärmen. Hat sich jemand schon mal so sehr danach gesehen, wieder in New York zu sein?«

Ich kam 28 Jahre später in Kinshasa an. Die Stadt hatte inzwischen zwei Plünderungswellen sowie einige Feuergefechte hinter sich und befand sich in deutlich schlechterer Verfassung. Aber im Gegensatz zu Mailer hatte mein Magen die Reise klaglos hingenommen. Vielleicht fand ich deshalb die Umstände meiner Ankunft eher faszinierend als entsetzlich.

Es war bereits dunkel, am Flughafen N'djili war der Strom ausgefallen. Zöllner, Polizisten, Gepäckträger und Geheimdienstler suchten mit der Leuchtanzeige ihrer Mobiltelefone nach geeigneten Opfern unter den Passagieren, die von der feuchten Hitze bereits leicht betäubt waren. Innerhalb von zwei Minuten hatte ich mir, tollpatschig nach Moskitos schlagend, Pass und Gepäckzettel aus der Hand nehmen lassen.

Ersteren bekam ich nach einer Viertelstunde gegen eine nicht näher beschriebene »Gebühr« von 20 Dollar zurück. Letzteren nach zwei Stunden mit der Auskunft, mein Koffer sei verschwunden. Um mich herum war der Lärm auf den Pegel eines Wagnerschen Opernfinals angeschwollen. Weiß uniformierte Damen von der Gesundheitsbehörde verlangten lautstark Nachweise von Impfungen gegen Krankheiten, die ich nicht kannte – ein Problem, das mit zehn Dollar zu lösen war. Zöllner beugten sich wie hungrige Kater über das pralle Gepäck von Kongolesinnen, die theatralisch Ohnmachtsanfälle simulierten, mit der Strafe Gottes drohten oder der Rache irgendeines Ministers, den sie angeblich kannten. Mittendrin standen, eifertig lächelnd, Herren in Zivil, die sich *protocol* nannten und weiße Passagiere gegen ein Honorar von vierzig Dollar durch den Strudel zu führen versprachen wie Moses sein Volk durchs Rote Meer.

Nach diesem Schleudergang taumelten die Ankömmlinge ins Freie und verteilten sich je nach Status und Hautfarbe auf Geländewagen der UN, klimatisierte Luxuskarossen oder verbulte, rostzerfressene Toyotas. Dann rollte die Karawane auf dem Boulevard Lumumba hinein in die Stadt. Als sei dem Leben nachts die Bürde genommen, drängten sich links und rechts der Straße tausende von Menschen zwischen den Kerosinlampen der Marktstände. Sie schleppten Körbe und Säcke, schälten sich aus überfüllten Sammeltaxis, schoben Karren und Fahrräder. Sie feilschten um Preise für Zigaretten, Lutscher und Erdnüsse, diskutierten hitzig über korrupte Politiker, formschwache Fußballspieler und die jüngsten Gerüchte über Hexereien. Sie flickten Autowracks, stampften Maniok, schaukelten sich unter dem Zeltdach einer Erweckungskirche in Ekstase oder bei Bier und kongolesischem Rumba in einen Tanzrausch. In dieser ersten Nacht begriff ich eines: Man kann sich dieser Stadt nicht nähern. Man wird von ihr geschluckt.

Zur Unabhängigkeit hatte die belgische Kolonialmacht dem Kongo eine Geschichte von 75 Jahren brutaler Ausbeutung und Massenmord sowie eine ziemlich solide Infrastruktur hinterlassen. Das war 1960. Kinshasa hieß damals noch Léopoldville und hatte rund 400 000 Einwohner. Zum Zeitpunkt von Norman Mailers Besuch war deren Zahl auf zwei Millionen gestiegen. Inzwischen lebten hier über acht, vielleicht sogar zehn Millionen Menschen in einer Stadt, in der so gut wie nichts mehr funktionierte und so gut wie alles organisiert werden konnte. Jede Mega-City hat Slums und Armenviertel, urbane Desasterzonen ohne Strom, Trinkwasser und Kanalisation, ohne funktionierende Schulen, Polizei und Feuerwehr. Aber nur im Kongo hatte der Staat sich und seine Hauptstadt so gründlich ruiniert. Kein anderes Stadtvolk musste ständig so viele neue Überlebensstrategien erfinden wie die *Kinois*. Und so viele Spitznamen. Aus *Kin, la Belle* (Kinshasa, die Schöne) wurde *Kin, la Poubelle* (Kinshasa, die Mülltonne). Dann, je nach Aktualität anderer Katastrophen, *Sarajevo, Afghanistan, Kosovo, Tschetschenien* oder *Bagdad*. Mochte sich die Welt auch nicht um ihr Schicksal scheren, die *Kinois* taten einfach so, als wäre ihr Elend CNN-würdig.

Eine Stadt, die einen schluckt, erweckt das Bedürfnis zu fliegen. Einmal aus der Vogelperspektive auf Kinshasa schauen und wenigstens so tun, als könnte man in diesem Moloch die Übersicht behalten. Der Einzige, der bei meinem ersten Besuch einen Blick von oben bieten konnte, war ein gewisser Monsieur Mulambi, Angestellter des kongolesischen Informationsministeriums. Monsieur Mulambi war der scheinbar letzte Beamte im leer geplünderten Gebäude des staatlichen Rundfunksenders. Da der Lift nicht funktionierte, stapfte ich achtzehn Stockwerke hoch in sein Büro, in dem sich außer Monsieur Mulambi noch ein ramponierter Schreibtisch und ein Telefon aus den sechziger Jahren befanden, übergab ihm schweißgebadet 100 Dollar und erhielt dafür die schriftliche Erlaubnis, »die

Kultur der Hauptstadt unter strengster Beachtung der menschlichen Würde und der Gesetze der Demokratischen Republik Kongo dokumentieren« zu dürfen. Monsieur Mulambi, ein kleiner Herr, der seine bizarren Arbeitsbedingungen mit der pikierten Würde eines englischen Butlers ignorierte, gewährte als Zugabe einen Rundblick durch die verdreckten Bürofenster auf seine Stadt: Im Westen, auf sandigen Hügeln, liegt Binza-Ma Campagne, ein Villenviertel, das in der Regenzeit alljährlich ein paar Häuser durch Erdbeben verliert. Im Norden, unweit der rostbraunen Fluten des Kongo-Flusses, ragt das *Grand Hotel*, ehemals *Hotel Intercontinental*, empor, in dem je nach Sicherheitslage abwechselnd Kriegsherren und Weltbank-Experten logierten. Östlich davon sah ich den Fährhafen, wo sich jeden Morgen Händler, Straßenkinder und Verhexte versammelten, um Waren über den Fluss nach Brazzaville zu transportieren, der Hauptstadt des kleinen Nachbarlandes mit dem verwirrend ähnlichen Namen »Republik Kongo«. Stadteinwärts wurde der Platz für die Lebenden und Toten immer enger, in der Hitze flimmerten die Dächer von Matonge, dem Kneipen- und Musikviertel, und Makala mit dem berühmten Zentralgefängnis sowie die Gräber des großen, längst überfüllten Friedhofs von Kasa Vubu. Der Boulevard Lumumba zog sich wie ein Bandwurm Richtung Südosten durch Massina und N'djili, im Volksmund »Quartiers Chinoises« genannt, die chinesischen Viertel, weil eigentlich nur in China so viele Menschen auf so engem Raum leben können. Tief im Süden breitete sich über einem Hügel der Campus der Universität Kinshasa aus mit dem stillgelegten nuklearen Forschungsreaktor, der mit jedem Erdbeben näher an einen Abgrund rückte. Im Osten erhob sich ein grauer Betonklotz, Kinshasas »Stadion der Märtyrer«, so genannt, weil Mobutu an dieser Stelle einst Oppositionelle aufhängen ließ. Ein paar hundert Meter weiter lag das kleinere Oval des Stadions Tata Raphaël, benannt nach einem belgischen Missionar. Dort wurde die Stadt

einst für eine Nacht zum Mittelpunkt der Welt und Norman Mailer Zeuge eines Wunders. Und ich hörte in dieser Nacht zum ersten Mal den Namen Kinshasa.

### Stadion Tata Raphaël

Angel Moway war gefürchtet für ihre schnelle Führhand, die sie in diesem Augenblick auf meinem Kinn platzierte. Zum dritten Mal in zwei Minuten. Ihre Tochter Hervaline saß im Strampelanzug unter dem verdreckten Sandsack und quietschte vernünftig. Es gibt in Kinshasa nicht viele Kinder, deren Mütter eine Gerade landen können. Angel, eine Bantamgewichtlerin mit dünn geflochtenen Zöpfen, tänzelte locker, schlug Kombinationen gegen meine Deckung, lauerte auf die nächste Lücke. Sie machte ihrem Namen alle Ehre. Selbst während des heftigsten Schlagabtausches behielt ihr Gesicht einen engelsgleichen Ausdruck sanfter Konzentration.

Es war Samstagnachmittag, in Judex' Club trudelten Boxer zum Training ein und passierten ungerührt die Halbwüchsigen, die am Eingang wild gestikulierten und schrien. Sie hatten in einem nahe gelegenen Schuppen ein ausgesetztes Neugeborenes gefunden, eingewickelt in ein zerrissenes Hemd. Jetzt wollten sie Taxigeld, um den Säugling ins Waisenhaus zu bringen. »Babys, Babys, Babys!«, sagte Judex, »ich erklär' den Frauen immer: Haltet euch die Kerle vom Leib, sonst seid ihr sofort schwanger.«

»Dschüüdex!« So hatte sich der Mann bei unserer ersten Begegnung vorgestellt. »Ganz einfach: Coach Dschüüdex.« Klein, drahtig, auf dem Kopf eine speckige Baseballmütze, darunter ein Vogelgesicht mit weit auseinanderliegenden Augen, als erwarte er jederzeit einen Haken von der Seite. Ich hatte Judex zufällig auf einem Parkplatz entdeckt, wo er, ausgestattet mit zwei zerfledderten Boxhandschuhen und einem

Badelatschen als Schlagpratte, eine Gruppe Kämpfer trainierte. Darunter befanden sich zu meiner Verblüffung mehrere Boxerinnen, die er als »Frauennationalmannschaft« vorstellte. Das war 2002. Das Land taumelte damals zwischen Krieg und Friedensgesprächen. Konvois von *warlords*, die bei Verhandlungen in Kinshasa um Ministerposten schacherten, rasten durch die Stadt. An der Bar des *Hotel Intercontinental* war die kongolesische Variante der Globalisierung zu besichtigen: ukrainische Waffenschmuggler, libanesische Diamantenhändler, Offiziere aus Simbabwe und Angola, die Militärhilfe gegen Rohstoffkonzessionen anboten. Judex kümmerte das wenig. Die Kämpfe fanden weit weg im Osten des Landes statt, und für Krieg und Politik interessierte er sich nur dann, wenn Putschgerüchte oder Großdemonstrationen seinen Trainingsplan störten. Sein Alter gab er damals mit 53 Jahren an, was er im Laufe unserer Bekanntschaft stetig nach unten korrigierte. Ansonsten waren seine Zahlen präzise und konstant. »Vier Mal nationaler Meister, vier Mal Afrika-Meister im Weltergewicht – 101 Kämpfe, 97 Siege, drei Remis, eine Niederlage.« Das war die Chronologie seiner sportlichen Karriere, damals Ende der siebziger Jahre, als der Kongo noch Zaire hieß und die Zeiten himmlisch schienen. Zumindest im Rückblick.

Nun, über ein Vierteljahrhundert später, hatte Judex endlich seinen eigenen Club: Eine ehemalige Turnhalle unterhalb der Zuschauerränge des Stadions Tata Raphaël. »Judex Boxing« hatte jemand mit blauer Farbe an die Wand gepinselt. Es gab keinen Ring, keinen Kopf- und Mundschutz, die Springseile bestanden aus Wäscheleinen, die Handschuhe – Judex besaß inzwischen drei Paar – waren an den Nähten aufgeplatzt.

Gegen eine Gebühr konnten Gäste mittrainieren, vorausgesetzt, sie gewöhnten sich an das ewige Halbdunkel, die Löcher im aufgerissenen Boden, den Geruch von Gemüse, Urin und Holzkohle und an die Schattenwesen, die durch die Gänge



*Judex im Stadion  
Tata Raphaël*

huschten. In den Eingeweiden des Stadions wohnten Kriegsflüchtlinge, deren Dörfer im Osten zerstört worden waren; Obdachlose, die sich die Mieten in den Slums von Kinshasa nicht leisten konnten; junge Boxer, die auf Meisterschaftstitel hofften. Im Laufe der Jahre hatte diese Wohngemeinschaft der Traumatisierten und der Träumer die Sprossen der Turnleiter zu Feuerholz verarbeitet, morsche Barren zu Wäscheständern und ein altes Trampolin zum Schlafplatz umfunktioniert. Nur das verblichene Plakat an der Wand, das an den glorreichsten Tag dieses Stadions erinnerte, wagte lange Zeit niemand anzu-rühren. »30. Oktober 1974: George Foreman vs. Muhammad Ali. Weltmeisterschaftskampf im Schwergewicht. 15 Runden. Ein Geschenk des Präsidenten Mobutu an das Volk und eine Ehre für alle Schwarzen.« Judex deutete in Richtung der Sand-säcke. »Hier hat *Er* sich aufgewärmt.«

Er. Der Größte. Muhammad Ali, der Schwergewichtler mit den schnellsten Beinen und dem schnellsten Mundwerk in der Geschichte dieses Sports.

Bis zu jenem 30. Oktober 1974 kannten die meisten Europäer und Amerikaner den Kongo allenfalls aus Söldnerromanen oder aus Joseph Conrads *Herz der Finsternis*. Ich kannte das Land überhaupt nicht. Das änderte sich mit dem Gong zur ersten Runde dieses Weltmeisterschaftskampfes um vier Uhr morgens im Stadion Tata Raphaël – 22 Uhr an der amerikanischen Ostküste und somit beste Sendezeit für die USA. Judex' Versionen über seinen Aufenthaltsort während des Kampfes variierten: Mal wollte er mit seinem Onkel mitten unter den Zuschauern gewesen sein, mal daheim in Kinshasa mit der Familie vor dem Fernseher. Wahrscheinlich war es ein Radio. Wie auch immer, Judex beteuerte, in jener Nacht dasselbe Spektakel verfolgt zu haben wie ich, gerade dreizehn, mit meinem Vater einige tausend Kilometer entfernt in unserem Münchner Wohnzimmer: Vier, fünf Runden lang drängte Foreman, der haushohe Favorit, Ali in die Seile und drosch wie ein hünenhafter Holzfäller auf ihn ein. In der sechsten Runde erlahmte er. In der achten passierte das Wunder: Ali schlug ihn k.o. Mehr noch als der Kampf blieb mir der fröhliche Gesang des Publikums im Gedächtnis: »Ali, boma ye! Ali, boma ye! Ali, töte ihn«, was nicht als Aufruf zum Mord, sondern als Ausdruck der Zuneigung zu Ali gemeint war.

In jener Nacht schwor sich Judex, Boxer zu werden. Genauso zu werden wie jener Schwarze aus Amerika, der nicht nur den Weltmeistertitel erobert, sondern auch Kinshasa zur Bühne eines grandios-bizarren Welttheaters gemacht hatte. Aber Ali, der geniale Selbstdarsteller, führte in diesem Stück nicht Regie. Die Fäden zog ein Mann, der sich für Boxen wenig interessierte, ein Mann, der selbst nicht schlug, sondern schlagen ließ.

Es ist ein schwüler Tag Anfang September 1974, als Ali in Kinshasa aus dem Flugzeug steigt – im Schlepptau seine riesige Entourage: Trainer, Manager, Masseur, Sparringspartner, Verwandte und Funktionäre der »Nation of Islam«, jener muslimischen Bewegung von Afro-Amerikanern, der er sich angeschlossen hat und die in den USA eine radikale Abschottung von der weißen Gesellschaft vertritt.

Der Kampf gegen George Foreman ist Alis letzte Chance, den Weltmeistertitel wieder zu gewinnen, den man ihm in den USA nach seiner Wehrdienstverweigerung im Vietnam-Krieg aberkannt hat. Eine hauchdünne Chance in Anbetracht von Foremans monströser Schlagkraft. Weil sich außer einem afrikanischen Staatschef namens Joseph Désiré Mobutu niemand bereit erklärt hat, das hohe Preisgeld von zehn Millionen Dollar aufzubringen, wird der Fight in Kinshasa, der Hauptstadt von Zaire, angesetzt. Ali ist vom Austragungsort anfangs überhaupt nicht begeistert. *Black Power* hin oder her – was Afrika betrifft, pflegt er dieselben Klischees wie die meisten seiner weißen wie schwarzen Landsleute: primitiver Urwald mit primitiven Einwohnern. *The Rumble in the Jungle*, das Grollen im Dschungel. So tauft er das bevorstehende Spektakel und prophezeit allen Anhängern Foremans ein böses Ende »im Kochtopf der Kannibalen«. Mobutu und seine Minister finden Alis berühmten Sprachwitz zunächst überhaupt nicht komisch.

Joseph Désiré Mobutu, ehemals Journalist, Militäroffizier und Armeestabschef, ist seit seinem Putsch 1965 an der Macht. Seinem Land hat er eine Kampagne der afrikanischen Erneuerung, der »Authentizität«, verordnet. Miniröcke, Krawatten, christliche Namen gelten als unafrikanisch. Westliche Ideen wie Pressefreiheit und Mehrparteiensysteme ebenfalls. Die kolonialen Namen der Städte wurden afrikanisiert, aus Léopoldville ist Kinshasa geworden. Das Land und den Fluss hat Mobutu in »Zaire« umgetauft. Sich selbst nennt er nun Mobutu Sese Seko Kuku Ngbendu wa za Banga, was in der deut-

schen Übersetzung klingt wie der Anfang eines Karl May-Romans: »Der machtvolle Krieger, der dank seiner Ausdauer und seines Siegeswillens von Eroberung zu Eroberung schreitet und Feuer in seiner Spur hinterlässt.«

In den westlichen Medien spottet man über die Propagandashow eines geltungssüchtigen Autokraten. Aber hinter der Kampagne der *authenticité* steckt mehr: Die Unabhängigkeit des Landes liegt keine anderthalb Jahrzehnte zurück, es hat zwei Sezessionskriege und eine selbst für afrikanische Verhältnisse extrem brutale Kolonialzeit hinter sich. Rund 200 ethnische Gruppen, die von den belgischen Kolonialherren geschickt gegeneinander ausgespielt wurden (oder sich gegeneinander ausspielen ließen), vier Hauptsprachen und zahlreiche Regionalsprachen – all das ergibt reichlich Konfliktstoff. Mobutu will diesem jungen, zerrissenen Staat innerhalb weniger Jahre mit künstlicher Symbolik, Personenkult – und, wann immer nötig, Gewalt – verordnen, wofür europäische Länder Jahrhunderte brauchten: eine nationale Identität, anerkannt und respektiert von den eigenen Landsleuten und vom Rest der Welt.

Doch die ist just zu dieser Zeit mit den Folgen von Ölkrise und Watergate-Skandal beschäftigt und interessiert sich wenig für das neue Zaire. Der Boxkampf samt Rahmenprogramm soll das ändern.

Foreman trifft einige Tage nach Ali auf dem Flughafen N'djili mit kleinerem Gefolge ein. Er hat einen seiner geliebten Schäferhunde an der Leine, was sich PR-taktisch als schwerer Fehler erweist. Der Schäferhund erinnert die *Kinois* an die Polizeihunde der belgischen Kolonialherren. Kinshasas Sympathien liegen nun endgültig auf Seiten Alis, zumal der seine Kannibalen-Witze aus dem Programm gestrichen hat und die Öffentlichkeit mit launigen Auftritten unterhält.

Die Nachhut der amerikanischen Invasion bildet eine gefährlich überladene Maschine mit den Musikstars B. B. King

und James Brown an Bord samt Bühnenanlage, Instrumenten, Groupies, reichlich Whiskey und Marihuana. Dem Kampf aller Kämpfe soll das Konzert aller Konzerte vorausgehen, ein gemeinsamer Auftritt der amerikanischen Granden des *Blues* und *Soul* mit den afrikanischen Superstars Manu Dibango, Miriam Makeba und Tabu Ley Rochereau. Über allem schwebt und wacht »der große Krieger« mit seinem Leopardenkäppchen auf dem Kopf, dessen undurchdringliches Gesicht auf tausenden Plakaten in der Stadt zu sehen ist. Alles läuft nach Mobutus Drehbuch für diesen ersten schwarzen Mega-Event: Der große afrikanische Staatschef hat gerufen, die amerikanischen Meister des Sports und der Musik, die Nachfahren der Sklaven, sind gekommen. Außerdem eine Armada weißer Sportjournalisten. Und eben Norman Mailer, Ali-Fan und Box-Fanatiker, der, von seiner Magenverstimmung genesen, ein Buch schreiben wird über diesen Kampf, über diese, wie er es nennt, »Krönung eines schwarzen Königs«.

Muhammad Ali, der Boxer, und Norman Mailer, sein Chronist, entdecken in den folgenden Wochen Kinshasa – und sehen völlig verschiedene Welten. Ali verwandelt sich innerhalb weniger Tage vom Spötter über das primitive Afrika in einen staunenden Bewunderer. Aufgewachsen im Amerika der Rassentrennung, sieht er ein Land, in dem schwarze Professoren in Hörsälen dozieren, schwarze Generäle die Armee kommandieren, schwarze Piloten Flugzeuge steuern, Schwarze auf breiten Boulevards Mercedes fahren – und zwar als Besitzer, nicht als Chauffeure. Dass Mobutu alles andere als ein Menschenfreund ist, begreift Ali natürlich auch. Statt dessen Politik zu kommentieren, stiehlt er ihm für einige Wochen einfach die Show. Alis Trainingsläufe durch die Straßen geraten zu kleinen Triumphzügen. Der Prophet des Boxens und der *Black Power* feiert, wie üblich, sich selbst. Und er feiert seine kongolesischen »Brüder und Schwestern«, in deren Augen er zu sehen glaubt, was er bei seinen schwarzen Lands-

leuten in Amerika so schmerzlich vermisst: Stolz auf die eigene Hautfarbe.

Mailer sieht ein Land, in dem schwarze Generäle das Volk kujonieren, schwarze Bonzen ihre Luxuskarossen zur Schau stellen, und ein schwarzer Diktator seinem Volk die Rückkehr zu afrikanischen Wurzeln verordnet, während er in Europa Prachtvillen aufkauft und in Kinshasa rosa Champagner trinkt und Exekutionskommandos aussendet. Angeblich sogar ins Stadion Tata Raphaël, das damals »Stadion des 20. Mai« heißt, weil Mobutu am 20. Mai 1967 seine Einheitspartei der »Revolutionären Volksbewegung« gegründet hatte.

»Welch eine Arena!«, notiert Mailer für sein Buch, das später unter dem Titel *The Fight* veröffentlicht wird. »Achten Sie auf die Architektur. Dies ist nicht nur ein Ort, um Menschen zu versammeln, sondern auch ein Ort, um sie zu kontrollieren und, wenn nötig, zu beseitigen.« Mobutu hat, davon ist Mailer überzeugt, wenige Monate vor dem Kampf fünfzig Kriminelle in den Gängen des Stadions exekutieren lassen. Womöglich sogar in den Umkleide-Kabinen der Boxer. Zur Abschreckung. Auf dass nicht einmal ein Taschendiebstahl das große Ereignis beeinträchtigen kann.

»Mailer?«, fragte Judex, als wir eines Samstag hinaus ins Stadion zum Aufwärmen trabten, obwohl ich das bei 30 Grad überflüssig fand. »Mailer? Kenne ich nicht.« Wir spurteten die Treppe hoch und drehten einige Runden entlang der obersten Zuschauerränge. Die Reihen boten Platz für 40 000 Zuschauer. Damals, in der Nacht des Kampfes, hatten sich darüber hinaus Zehntausende auf dem Fußballfeld um den Ring gedrängt, hatten Ali wie einen Volkshelden mit Sprechchören empfangen und waren beim Anblick Foremans schlagartig verstummt. »Weil er«, sagte Judex, immer noch mit Ehrfurcht in der Stimme, »so riesig war.« Der Coach und ich starrten auf das Feld. Drei Spieler übten Elfmeter zwischen den Sandkuhlen des Strafraums. Auf den brüchigen Betontreppen machten